

Zu dieser Nummer

(ar) Vor 250 Jahren, am 28. August 1749, kam Johann Wolfgang Goethe zur Welt. Man mag zu ihm stehen, wie man will, eines ist gewiss: Er hat sich in hohem Masse um die deutsche Sprache verdient gemacht. Deshalb, so denke ich, dürfen auch die MITTEILUNGEN, vom üblichen Pfad abweichend, dem Herrn Geheimrat aus Weimar in einem ungewohnt langen Beitrag Referenz erweisen. Und da endlich der Sommer eingekehrt ist und obendrein unser Nationalfeiertag in Goethes Geburtsmonat fällt, sind in diesen Beitrag ein paar «Aperçus» – so könnte Goethe gesagt haben – über patriotisch angehauchte Alpenbegeisterung und frühen Tourismus um 1800 eingestreut.

Anderes musste zurücktreten: Der dritte und letzte Teil aus den Erinnerungen von Albert Streich folgt in Nummer vier der MITTEILUNGEN, ein weiterer Beitrag zum Thema «Poesiealben» ebenfalls. Das Thema «Denglisch» oder «Engleutsch» schliesslich hat auch Sommerpause. Das heisst aber nicht, die Bubenberg-Gesellschaft wolle die Fahne streichen – im Gegenteil! Mit dieser Nummer zusammen erscheint nämlich eine Sondernummer mit aktuellen Beiträgen über Zukunftsaussichten der deutschen Sprache; dies im Zusammenhang mit dem Internet-

Auftritt der Bubenberg-Gesellschaft – ja, wir werden modern; oder sollen wir sagen: Wir wagen uns in die Höhle des Löwen?

Ecke des Vorstandes

Jahresversammlung 1999

Dienstag, den 23. November 1999, im Hotel National, Bern
Hirschengraben 24, Singsäli im 2. Stock.

Beginn 18.30 Uhr (mit statutarischen Traktanden)

ab 19.30 Uhr Referat oder Lesung, Einzelheiten werden in der nächsten Nummer bekannt gegeben.

MIREIO

Es sind noch eine stattliche Anzahl dieser grossartigen Übersetzung der provenzalischen Versdichtung von Frédéric Mistral am Lager. Einzelne Mitglieder haben uns gemeldet, sie hätten Mühe gehabt, das Buch in einer Buchhandlung zu bekommen. Wir geben hier deshalb die sicheren Bezugsquellen an:

– Buchhandlung **Stauffacher AG**,

Neuengasse 25, Postfach 3001 Bern

Tel. Bestellung: 031 311 24 11 (Bestellservice) / Fax: 031 311 43 81

Internet: www.stauffacher.ch

– **Bubenberg-Gesellschaft** Bern, 3000 Bern

Vom «Land, wo die Zitronen blühn», zum Rigi

*Vom «Land, wo die Zitronen blühn», zum Rigi
Goethes Italien-Sehnsucht: «Kennst du das Land...»*

(ar) Wenige Tage nach seinem 37. Geburtstag, am 3. September 1786, trat Johann Wolfgang Goethe seine langersehnte Reise nach Italien, dem Land der klassischen Kunstschätze, an. In der «Italienischen Reise» schildert er den fluchtartigen Aufbruch mit folgenden Worten:

Früh drei Uhr stahl ich mich aus Karlsbad, weil man mich sonst nicht fortgelassen hätte. Die Gesellschaft, die den achtundzwanzigsten August, meinen Geburtstag, auf eine sehr freundliche Weise feiern mochte, erwarb sich

wohl dadurch ein Recht mich fest zu halten; allein hier war nicht länger zu säumen. Ich warf mich, ganz allein, nur einen Mantelsack und Dachsransen aufpackend, in eine Postchaise und gelangte halb acht nach Zwodau, an einem schönen stillen Nebelmorgen. Die obern Wolken streifig und wollig, die untern schwer. Mir schienen das gute Anzeichen. Ich hoffte, nach einem so schlimmen Sommer einen guten Herbst zu geniessen.

In einem Brief aus Venedig rechtfertigte er im Oktober 1786 sein heimliches Verschwinden mit einer sich über Jahre ins Unerträgliche steigenden Sehnsucht nach Italien:

Hätt ich nicht den Entschluss gefasst, den ich jetzt ausführe, so wäre ich rein zu Grunde

MITTEILUNGEN

3 / 9 9

SEITE 1

gegangen und zu allem unfähig geworden, solch einen Grad von Reife hatte die Begierde, diese Gegenstände mit Augen zu sehen, in meinem Gemüt erlangt.

Im Reisegepäck führte Goethe einige unvollendete Werke mit sich, an denen er unter südlichem Himmel mit frischer Schaffenslust hoffte weiterarbeiten zu können. Darunter befand sich die erste Fassung des Romans «Wilhelm Meisters Lehrjahre». Sie enthält eines der bekanntesten Gedichte Goethes, das Mignon-Lied «Kennst du das Land ...»; ein beredtes Zeugnis seiner Italien-Sehnsucht. In der endgültigen Fassung des Romans steht dieses Gedicht, wie von der Romanhandlung losgelöst, am Anfang des dritten Buches:

«Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?

Dahin! Dahin

Möcht ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, getan?
Kennst du es wohl?

Dahin! Dahin

Möcht ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut;
Kennst du ihn wohl?

Dahin! Dahin

Geht unser Weg! O Vater, lass uns ziehn!»

Der Romanleser kann zunächst nur ahnen, wer dieses Lied singt, welchen Zusammenhang es mit Romangestalten haben könnte. Erst hinterher erfahren wir, dass Mignon, ein fremdes und scheues Mädchen, vor der Türe von Wilhelm Meisters Gasthauszimmer singt, von einer Zither begleitet. Das Lied gefällt Wilhelm so sehr, dass Mignon es wiederholen muss; er schreibt es auf und übersetzt es ins Deutsche. Die «Originalität der Wendungen», heisst es im Roman, habe er jedoch nicht

nachahmen können und die «kindliche Unschuld des Ausdrucks» sei verschwunden...

«Kennst du das Land...» in der Musik

Als beinahe selbständiges Gebilde steht dieses Lied also im Roman; zudem nahm Goethe es wie andere Gedichte aus dem «Wilhelm Meister» in seine Gedichtausgaben auf und reihte es dort unter dem Titel «Mignon» an erster Stelle in die Abteilung «Balladen» ein. Im Roman schildert Goethe, wie Mignon das Lied vorgetragen habe, und gibt so dem Heer von Komponisten unterschiedlichsten Ranges, die es seither vertont haben, eine Art Anleitung:

Sie fing jeden Vers feierlich und prächtig an, als ob sie auf etwas Sonderbares aufmerksam machen, als ob sie etwas Wichtiges vortragen wollte. Bei der dritten Zeile ward der Gesang dumpfer und düsterer; das: kennst du es wohl? drückte sie geheimnisvoll und bedächtig aus; in dem: dahin! dahin! lag eine unwiderstehliche Sehnsucht, und ihr: Lass uns ziehn! wusste sie, bei jeder Wiederholung, dergestalt zu modifizieren, dass es bald bittend und dringend, bald treibend und vielversprechend war.

Für die Artemis-Gedenkausgabe von Goethes Werken erstellte der Musikwissenschaftler Willi Schuh ein bis 1953 reichendes Verzeichnis der Vertonungen Goethe'scher Texte. Einzelne Gedichte, schrieb Willi Schuh, seien an die zweihundertmal vertont worden, so z. B. «Sah ein Knab' ein Röslein stehn» und «Der du von dem Himmel bist». Deshalb habe er Komponisten (vor allem Dilettanten) weggelassen, die sich in keinem Nachschlagewerk nachweisen liessen und sonst nicht als Vertoner von Goethe-Texten bekannt waren. Auch so ist die Liste imposant genug. Sie umfasst auf 65 Seiten in Kleindruck 735 Nummern, die meisten mehrmals, einzelne mehrere Dutzend Male vertont. Hier eine «Rangliste» (in Klammern: Gedicht-Titel):

1. «Der du von dem Himmel bist» (Wanderers Nachtlied): 127 Vertonungen
2. «Über allen Gipfeln ist Ruh» (Ein gleiches): 107 Vertonungen
3. «Ich denke dein» (Nähe des Geliebten): 87 Vertonungen
4. «Kennst du das Land» (Mignon): 80 Vertonungen

5. «Wie herrlich leuchtet» (Mailied): 76 Vertonungen
6. «Wer reitet so spät» (Erlkönig): 59 Vertonungen.

Das Mignon-Lied zählt also zu den am häufigsten vertonten Goethe-Texten und bis in unser Jahrhundert hinein zu seinen populärsten Gedichten. Unter den Komponisten, die es vertonten, finden sich illustre Grössen: Ludwig van Beethoven, Charles Gounod, Franz Liszt, Franz Schubert (2 x), Robert Schumann (2 x), Ludwig Spohr, Peter I. Tschaikowskj, Hugo Wolf. Die übrigen 70 Vertonungen stammen von weniger bekannten oder gänzlich in Vergessenheit geratenen Komponisten. An erster Stelle wäre Carl Friedrich Zelter (1758–1832) zu nennen: Er war ursprünglich Maurermeister und Bauunternehmer, später Professor für Musik an der Akademie der Künste und Direktor der Singakademie in Berlin. 1799 lernte er Goethe kennen und wurde bis zum Lebensende – sie starben beide im Jahr 1832 – sein Freund und sein Ratgeber in musikalischen Dingen. Er vertonte viele Goethe-Texte, das Mignon-Lied allein sechsmal.

«Kennst du das Land...» – und Mignons Schicksal

Mignons Lied ist wohl Ausdruck einer allgemeinen Sehnsucht nach südlichen Ländern; es hat aber darüber hinaus viel zu tun mit Mignons im Dunkel liegenden Vergangenheit. Eine wunderbare Erinnerung an Kinderjahre in paradiesischer südlicher Landschaft muss in ihr lebendig sein; dorthin möchte sie zurück. Nach der Wiederholung des Liedes...

...hielt sie einen Augenblick inne, sah Wilhelmen scharf an und fragte: Kennst du das Land? – Es muss wohl Italien gemeint sein, versetzte Wilhelm; woher hast du das Liedchen? – Italien! sagte Mignon bedeutend: gehst du nach Italien, so nimm mich mit, es friert mich hier. – Bist du schon dort gewesen, liebe Kleine? fragte Wilhelm. – Das Kind war still und nichts weiter aus ihm zu bringen.

Hier in Umrissen die abenteuerlich-tragische Geschichte: Mignons Vater, ursprünglich zum geistlichen Stand bestimmt, versucht nach dem Tode seines Vaters von seinen Gelübden freizukommen, weil er Sperata liebt, ein Mädchen unbekannter Herkunft,

das erst vor kurzem in die Nähe des väterlichen Palastes gezogen ist. Als er aber mit dem Wunsch hervortritt, Sperata zu heiraten, da sie ein Kind von ihm erwarte, eröffnet ihm der Beichtvater der Familie, Sperata sei in Tat und Wahrheit seine lange verborgen gehaltene leibliche Schwester. Mit Gewalt wird er ins Kloster zurückgebracht, wo sich Verzweiflung und Wut schliesslich zu stummer Rastlosigkeit herabmildern. Sperata bringt ein Mädchen, Mignon geheissen, zur Welt. Es entwickelt sich zu einem gewandten, artistisch begabten Kind und wird von einer fahrenden Gauklertruppe entführt. Es muss als Tänzerin auftreten, wird oft misshandelt, bis Wilhelm Meister es von seinem Peiniger freikaufte. Von da an ist Mignon ihrem Erretter in kindlicher Liebe ergeben und sorgt sich als aufmerksame Dienerin um ihn.

Da man nach Mignons Entführung als einziges Lebenszeichen einen auf dem See vor dem Palast schwimmenden Hut findet, glaubt man, sie sei bei einer ihrer gewagten Klettereien abgestürzt und ertrunken. Darob versinkt die Mutter Sperata in eine Art religiösen Wahn und stirbt nach wenigen Jahren. Sobald er ihren Tod vernimmt, flieht ihr einstiger Geliebter aus dem Kloster über die Alpen, schlägt sich als fahrender Sänger durch und gerät zuletzt in Wilhelm Meisters Gesellschaft. Die Geschichte endet mit dem Tode Mignons und ihres Vaters; sie sind Opfer der tragischen Verstrickungen.

Düster ist also der Hintergrund des Mignon-Liedes. Man sollte es nicht bloss als «poetischen», schönen Ausdruck einer Sehnsucht nach dem Süden lesen; man müsste die im Text selber enthaltenen Hinweise auf ein schlimmes Geschick beachten. – Doch wenn ein Gedicht so populär wird wie das Mignon-Lied, so besteht die Gefahr, dass man es veräusserlicht, nachahmt und zuletzt verballhornt.

«Musenalmanach» und «Taschenbuch» – «Alpenrosen. Ein Schweizer Almanach»

Im 18. und 19. Jahrhundert waren im gebildeten Bürgertum hübsch aufgemachte, jährlich erscheinende Sammlungen poetischer Texte sehr beliebt: Gedichte, Erzählungen, kleinere Dramen oder Dramenausschnitte, Reise-

beschreibungen. Es bildete sich eine neue Form des alten Almanachs oder Kalenders heraus, bald «Musenalmanach», bald «Taschenbuch» genannt.

Auch in der Schweiz waren «Almanache» sehr beliebt. Von 1811 bis 1830 erschienen Jahr für Jahr die «Alpenrosen», zierliche Duodezbandchen von jeweils etwa 300 Seiten: «Alpenrosen – ein Schweizer Almanach... herausgegeben von Kuhn, Meisner, Wyss u. a. mit Kupfern.» Er wurde in Bern bei J. J. Burgdorfer verlegt, später gesellte sich ein Leipziger Verleger dazu. Nach 1830 wurden die «Alpenrosen» in etwas grösserem Format von neuen

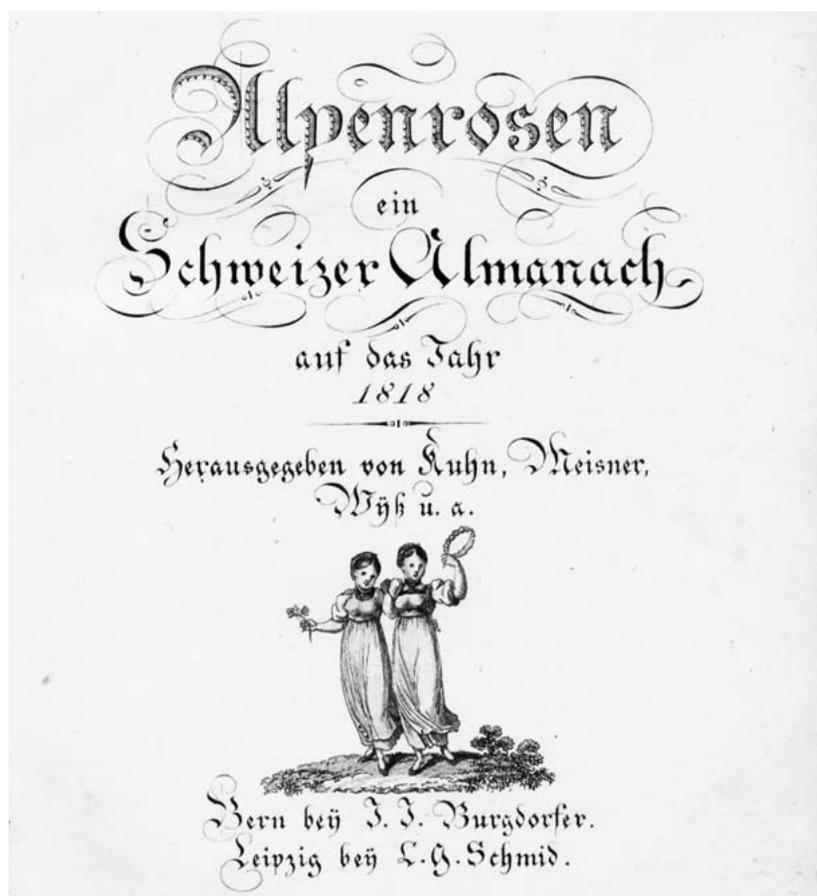
kapitel an wie Gotthelf. So wie Martin Usteri in Zürich trat Kuhn in Bern als einer der ersten Mundartdichter hervor und verfasste einige Lieder, die zu beliebten Volksliedern wurden und mindestens bei älteren Leuten noch heute bekannt sein dürften: «Ha an em Ort es Blüemli gseh», «Härz, wohi zieht es di», «I de Flüehe ist mis Läbe», «Der Ustig wott cho» und andere.

Friedrich Meisner (1765–1825) aus Hannover war Professor für Naturgeschichte in Bern. Mit seinen Schülern unternahm er Wanderungen in den Alpen und verfasste ausführliche Berichte darüber. Man dürfe ihn als Begründer der heutigen Schulisetradition bezeichnen, schreibt Hans Sommer in «Volk und Dichtung des Berner Oberlandes». (S. 188)

Johann Rudolf Wyss der jüngere (1781–1830), Professor für Philosophie an der bernischen Akademie, beschäftigte sich intensiv mit schweizerischer Geschichte und Volkskunde, und gab gemeinsam mit Pfarrer Stierlin die Chroniken von Justinger, Tschachtlan und Anselm heraus. 1811 – Napoleon herrschte noch über Europa und liess Jahr für Jahr Heerscharen junger Männer für seine Kriege rekrutieren – dichtete Wyss das patriotische Lied «Rufst du mein Vaterland», bis nach dem 2. Weltkrieg Schweizer Nationalhymne.

Die paar Hinweise stecken den inhaltlichen Rahmen der «Alpenrosen» ab: Lyrische Gedichte – mehr oder weniger sentimentale Natur- und Stimmungsgedichte sowie Sinnprüche und Betrachtungen –, Balladen, Erzählungen – darunter zahlreiche Sagen und historische Erzählungen – und Reiseberichte. Ein oft religiös angehauchter patriotischer Grundton klingt in vielen Texten und Bildern mit.

Der Titel des Almanachs kündigt es an: Alpen, Alpenbewohner und Hochgebirgswelt spielen eine wichtige Rolle. Das 18. Jahrhundert leitete mit Albrecht von Hallers berühmtem Gedicht «Die Alpen» und mit einer Reihe bedeutender Maler, die Berglandschaften zu gestalten wagten, einen Wandel in der Einstellung zur Gebirgswelt ein. Hielt man sich bisher, von wenigen mutigen Einzelgängern abgesehen, in respektvoller Distanz zu den Bergen, so begann man nun die Alpen als unverfälschte, paradiesische Natur zu preisen und die Äpler idealisierend als unverdorrene Naturmenschen den verzärtelten Städtern



Alpenrosen 1818 – Titelseite

Herausgebern bis in die 50er Jahre weiter geführt. In späteren Jahrgängen erschienen hier und da Erzählungen von Jeremias Gotthelf, so z. B. 1851 «Das Erdbeerimareili». – Wer waren nun die ersten Herausgeber Kuhn, Meisner und Wyss?

Gottlieb Jakob Kuhn (1775–1849) studierte in Bern Theologie, war von 1799–1806 Vikar in Sigriswil, zwischendurch Lehrer in Bern, dann von 1812–1824 Pfarrer in Rüderswil und von 1824 bis zu seinem Tod in Burgdorf. Dort gehörte er dem gleichen Pfarr-

gegenüberzustellen. In den «Alpenrosen» 1813 dichtet Johann Rudolf Wyss der jüngere ein «Berglied zum Beginn einer Alpenreise».

Darin stehen die folgenden Verse:
 «Fahre wohl, du schöne Stadt!
 Bin von Herzen deiner satt.
 Treibst mir eben gar zu viel
 Tändelei und Possenspiel.

O wie Gottes freye Welt
 Meinem Auge wohlgefällt!
 Ueberall auf Wald und Flur
 Eines guten Vaters Spur! –

Hui, wie geht's im Fluge fort! –
 Schau zurück am Hügel dort:
 Unsre theure Stadt – mit Gunst –
 Ist fürwahr ein blauer Dunst.

Doch nun vorwärts aufgeseh'n! –
 Wie so mächtig, wie so schön
 Aus der grauen Nebel Meer
 Steigt der Berge Riesenheer!»

Wer es sich leisten konnte, Adlige und reiche Bürger, reiste in die Berge; bereits im frühen 19. Jahrhundert strömte eine Welle



Alpenrosen 1827 – Einband Vorderseite

von Touristen an die bekanntesten Orte in den Schweizer Bergen. Erstaunlich, was im selben Jahrgang 1813 August Wilhelm Schlegel,



Alpenrosen 1818 – Rückseite Einband
 Schäferin (Rokoko-Motiv)

einer der wenigen berühmten Autoren in den «Alpenrosen», schreibt:

Chamouni ist die Alpenreise nach der Mode; der Montblanc ist der eigentliche Damenberg geworden, wiewohl ihn seine Natur keineswegs zu einem Schooskinde bestimmt. Ich bin auf dem Montanvert («Le Montenvers», Aussichtspunkt auf 1909 m. ü. M. über dem «Mer de Glace», heute mit Bahn erreichbar) mit einer berühmten Parisischen Comödiantin zusammen getroffen, die sich, ungeachtet ihrer unbehülflichen Corpulenz, dennoch, der schönen Natur zu Ehren, hatte hinaufschieben lassen, und in vollem Triumph, wie eine wahre Theaterprinzessin, zwischen den Coulissen der Berge erschien, auf einem Armsessel getragen, voran ihre Begleitung aus der schönen Welt, hinter ihr die zahlreichen Führer, welche sich beym Tragen hatten ablösen müssen, und nun für die saure Mühe, durch Scherze in ihrer Savoyischen Mundart sich entschädigten. Was man aber auf den Montblanc reisen nennt, bedeutet nichts mehr als an seinem Fusse herum kriechen: denn der Gipfel ist, auch seitdem ihn Saussure und einige Andere erklimmen, für den Unternehmungs-

*geist und die Kräfte fast aller Reisenden...
gleich unzugänglich geblieben.*

Liest man heute in «Alpenrosen» – Bändchen, so kann man sich am blumigen Stil und am gestelzten Pathos vieler von gebildeten Dilettanten verfasster Texte ergötzen. Diese Leute haben ihre Klassiker gelesen, sie bewundern die Werke von Goethe und Schiller und erfreuen sich an Dichtungen romantischer Poeten. Mehr noch, sie eifern den verehrten Vorbildern nach, und wie es meistens bei Nachahmungen geschieht: Sie neigen zur Übertreibung, wirken greller und gröber als die Vorlage.

«Kennst du das Land...» als Muster für «Alpenrosen»-Poesie

Alles, was bis jetzt über die «Alpenrosen» gesagt wurde, tritt im folgenden Gedicht aus dem Jahrgang 1827 zutage. Die Verfasserin, **Agnès Emerentia Geyer**, konnte sich offenbar Reisen in die Berge leisten: Sie schwelgt in sentimentalischen Erinnerungen an Ferien im Rigi-gebiet. Um ihre Sehnsucht danach gebührend auszudrücken, sucht sie nach einem tauglichen Muster. Was lag da näher, als auf Goethes allgemein bekanntes und beliebtes Sehnsucht-Gedicht «Kennst du das Land...» zurückzugreifen? Bedenkenlos übernimmt sie daraus das Strophenschema und die Refrain-sätze: «Kennst du den Berg... / Kennst du ihn wohl? – Dahin, dahin / Möcht' ich mit dir... zieh'n!»

«Auf den Rigi

Kennst du den Berg und seine Felsenhö'n,
Wo frommen Sinns der Pilger Scharen geh'n,
In heil'ger Andacht sich Maria weih'n
Zerknirschten Herzens rufen um Verzeih'n?

Kennst du ihn wohl? – Dahin, dahin,
Möcht' ich mit dir nach Älplersitte zieh'n!

Kennst du die Ros', die freundlich lächelnd winkt,
Im Perlethau auf allen Hügeln blinkt?
Und das Geläut, das munterer Heerd' enttönt?
Und dich so bald mit aller Welt versöhnt?

Kennst du es wohl? – Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir in eine Hütte zieh'n!

Kennst du den Duft, der würzig dich umfließt,
Mit Lebenskraft aus allen Pflanzen spriesst?

Die Lüfte weh'n vom nahen Himmel dir,
Gesundheit quillt aus kalten Wellen hier.

Kennst du sie wohl? – Dahin, dahin!
Da trinkt sich Lebenslust und froher Sinn',

Kennst du den Ruf, der von der Höhe schallt,
Das laute Horn, das lieblich widerhallt?

Der Gais ertönt's, die über Klippen springt,
Und meckernd froh die süsse Milch dir bringt.

Kennst du den Berg? – Dahin, dahin,
Möcht' ich mit dir als freye Äplerin!»

Heutige Leserinnen und Leser reihen diesen Text wohl schmunzelnd in die Kategorie «sentimentaler Kitsch» ein. Wir wollen indessen nicht bloss hochmütig darüber lächeln; denn Kitsch und Sentimentalität gibt es auch heute massenhaft, nur in anderer Gestalt. Ja, wenn wir ehrlich sind, müssen wir wohl zugeben, dass wir alle irgendwo unsere «Kitsch-Ecke» haben und für Sentimentalität anfällig sein können. Die Erscheinungsformen mögen sich wandeln, die dahinter stehenden menschlichen Bedürfnisse und Regungen dagegen scheinen die Zeiten zu überdauern. So mag es zu erklären sein, dass Dinge, die eine spätere Zeit als kitschig und sentimental belächelt, zu ihrer Zeit einem breiten Publikum gefallen und ernst genommen werden. Das Gedicht «Auf den Rigi» etwa war nämlich bereits in einem früheren Jahrgang der «Alpenrosen» erschienen und offenbar begeistert aufgenommen worden, jedenfalls schrieb ein gewisser Herr F. Huber die nachfolgende «Antwort»; sie erschien, zusammen mit dem Geyerschen Gedicht, in den «Alpenrosen» 1827:

«Wohl kenn' ich sie, des Berges Felsenhö'n,
Sah Pilger dort in Scharen betend geh'n,
Und andachtvoll, noch eh' die Sonne schien,
Die Frommen vor Marias Bildnis knie'n!
Wie gern auch ich doch möcht' ich hin
Nach jener gottgeweihten Höhe zieh 'n!

Ich sah sie steh'n, – es spiegelte das Blau
Des Himmels in der Alpenrose Thau,
Und das Geläut der Heerde, die nicht fern
Am Abhang weidete, wie hört' ich's gern!
O süsster Ton! zu dir nun hin
Sehnt ewig sich das Herz, der Geist, der Sinn!

Des Alphorns Ruf, der jener Heerde galt,
Ich hört' ihn lang, und ewig widerhallt

Der Ton im Innern mir, – der freundlich mild
Dem Fremdling selbst die Brust mit Sehnsucht
füllt.

Den trauten Klang – stets hör' ich ihn,
Musst' ich auch weit von dort zur Heimath
zieh'n!

Sah'st du das Haus, das gastlich oben steht,
Das fromme Kreuz' auf Rigi's Kulm erhöh't?
Wenn kaum von Phöbus erstem Sonnenstrahl
Das Haus erglüh'te und der Dulderpfahl,
War ich schon dort. – O nie entflieh'n
Wird all das Bild aus meinen Fantasie'n!»

Doch nicht genug damit, beide Texte, das Gedicht der Geyer und Hubers «Antwort», wurden von Pfarrer Roux in der Nähe von Murten ins Französische übertragen und in den «Alpenrosen» 1827 in vollem Wortlaut abgedruckt. Und obendrein gab man auf einem eingebundenen Faltblatt eine Vertonung bei für eine Singstimme mit «Piano-Forte»-Begleitung, Vortragsanweisung: «Mit innigem Ausdruck». Da gibt es nichts mehr zu zweifeln: Die Herausgeber der «Alpenrosen» und ihre Leserschaft nahmen diese poetischen Erzeugnisse ernst und hätten vermutlich unser Urteil entrüstet zurückgewiesen.

Goethe und die Bergwelt

Ich weiss leider nicht, ob die Rigi-Gedichte im «Mignon»-Ton dem Herrn Geheimrat in Weimar je zu Gesicht kamen und wie er sie aufgenommen haben könnte. Vielleicht geben indessen die folgenden Prosatexte Goethes indirekte Hinweise, wie die Antwort aussehen könnte.

Goethe war mehrmals in der Schweiz und unternahm ausgedehnte Wanderungen in den Bergen, so u. a. im Herbst 1779 mit dem Herzog Karl August zusammen. Sie besuchten das Berner Oberland; sie ritten zu Pferd von Basel durch den Jura nach Genf und bestiegen unterwegs die Dôle. Dann reisten sie weiter nach Chamonix, von dort über den Col de Balme ins Wallis, das ganze Wallis hinauf und, es war unterdessen bereits Mitte November, bei winterlichem Schneetreiben über den Furkapass nach Realp. Das war nicht mehr eine Bergreise, wie sie damalige Touristen zu machen pflegten, sondern ein für Unterländer

gewagtes Abenteuer. Über diese Reise hat Goethe einen ausführlichen Bericht geschrieben: «Briefe aus der Schweiz 1779».

Wenn Goethe die Bergwelt beschreibt, ergeht er sich nicht in romantischer Schwärmerie. Zwar lässt er erkennen, wie ihn die majestätische Schönheit des Hochgebirges ergreift; zugleich aber bemüht er sich, seine Eindrücke möglichst genau niederzuschreiben: Als Naturforscher beobachtet er Landschaftsform, Gesteinsformationen, Wetter und Vegetation. Von Chamonix aus stieg auch Goethe auf den damals beliebten Aussichtspunkt «Montanvers»:

Wir stiegen, mit Speise und Wein gerüstet, den Montenvers hinan, wo uns der Anblick des Eismeers überraschen sollte. Ich würde es, um die Backen nicht so voll zu nehmen, eigentlich das Eistal oder den Eisstrom nennen: denn die ungeheuren Massen von Eis dringen aus einem tiefen Tal, von oben anzusehen, in ziemlicher Ebne hervor. Gerad hinten endigt ein spitzer Berg, von dessen beiden Seiten Eiswogen in den Hauptstrom hereinstarren. Es lag noch nicht der mindeste Schnee auf der zackigen Fläche und die blauen Spalten glänzten gar schön hervor. Das Wetter fing nach und nach an sich zu überziehen, und ich sah wogige graue Wolken, die Schnee anzudeuten schienen, wie ich sie niemals gesehn... Die Gipfel der Felsen gegenüber und auch in die Tiefe des Tals hin sind sehr spitzig ausgezackt. Es kommt daher, weil sie aus einer Gesteinart zusammen gesetzt sind, deren Wände fast ganz perpendikular (= senkrecht) in die Erde einschliessen. Wittert eine leichter aus, so bleibt die andere spitz in die Luft stehen. Solche Zacken werden Nadeln genennet und die Aiguille du Dru ist eine solche hohe merkwürdige Spitze, gerade dem Montenvers gegenüber.

Einige Tage später zog die Reisegruppe am berühmten Wasserfall «Pissevache» im Unterwallis vorbei. Wasser, Wasserläufe, Wasserfälle faszinierten den Dichter sein Leben lang, es sei an das Gedicht «Gesang der Geister über den Wassern» erinnert. In der folgenden Schilderung spüren wir, wie das Spiel von Wasserstaub und Sonnenlicht den Dichter und Naturforscher fesselt; das Wunder des Regenbogens beschäftigte ihn bis zu seinem Tod.



In ziemlicher Höhe schiesst aus einer engen Felskluft ein starker Bach flammend herunter in ein Becken, wo er in Staub und Schaum sich weit und breit im Wind herumtreibt. Die Sonne trat hervor und machte den Anblick doppelt lebendig. Unten im Wasserstaube hat man einen Regenbogen hin und wieder, wie man geht, ganz nahe vor sich. Tritt man weiter hinauf, so sieht man noch eine schönere Erscheinung. Die luftigen schäumenden Wellen des obern Strahls, wenn sie gischend und flüchtig die Linien berühren, wo in unsern Augen der Regenbogen entsteht, färben sich flammend, ohne dass die aneinanderhängende Gestalt eines Bogens erschiene; und so ist an dem Platze immer eine wechselnde feurige Bewegung. Wir kletterten dran herum, setzten uns dabei nieder und wünschten ganze Tage und gute Stunden des Lebens dabei zubringen zu können. Auch hier wieder, wie so oft auf dieser Reise, fühlten wir, dass grosse Gegenstände im Vorübergehen gar nicht empfunden und genossen werden können.

Diese tagebuch- oder briefartigen Aufzeichnungen verraten eine Haltung, die man als ergriffene Sachlichkeit bezeichnen könnte; sie scheint weit von «Alpenrosen»-Poesie entfernt zu sein. Doch Vorsicht! Eine mehr idyllisch-verklärende Sicht der Alpenwelt lässt sich auch bei Goethe ausmachen. Im dritten Teil seiner «Gespräche mit Goethe» berichtet Eckermann, am 6. Mai 1827 habe Goethe erzählt, dass er 1797 die Tell-Sage in einem epischen Gedicht in Hexametern habe darstellen wollen; er habe damals die Inner-schweiz wieder besucht, «...und diese reizende, herrliche und grossartige Natur machte auf mich abermals einen solchen Eindruck, dass es mich anlockte, die Abwech-selung und Fülle einer so unvergleichlichen Landschaft in einem Gedicht darzustellen». Er habe dann aber, von andern Geschäften abge-lenkt, den Plan aufgegeben und den Stoff Schiller überlassen. – Der 1. August liegt hinter uns, Goethes Geburtstag vor uns – lassen wir ihn erzählen, wie er sich den Tell und die andern Gestalten der Befreiungssage vor-stellte. Ob diese Vorstellungen nun wieder näher bei der «Alpenrosen»-Welt liegen? Die Antwort darauf möchte ich Ihnen, liebe Leser-innen und Leser überlassen. – Hier Goethes Bericht:

Um aber in meine Darstellung mehr Reiz, Interesse und Leben zu bringen, hielt ich es für gut, den höchst bedeutenden Grund und Boden mit ebenso bedeutenden menschlichen Figuren zu staffieren, wo denn die Sage vom Tell mir als sehr erwünscht zustatten kam.

Den Tell dachte ich mir als einen urkräftigen, in sich selbst zufriedenen, kindlich-unbe-wussten Heldenmenschen, der als Lastträger die Kantone durchwandert, überall gekannt und geliebt ist, überall hilfreich, übrigens ruhig sein Gewerbe treibend, für Weib und Kinder sorgend und sich nicht kümmernd, wer Herr oder Knecht sei.

Den Gessler dachte ich mir dagegen, zwar als einen Tyrannen, aber als einen von der be-haglichen Sorte, der gelegentlich Gutes tut, wenn es ihm Spass macht, und gelegentlich Schlechtes tut, wenn es ihm Spass macht, und dem übrigens das Volk und dessen Wohl oder Wehe so völlig gleichgültige Dinge sind, als ob sie gar nicht existierten.

Das Höhere und Bessere der menschlichen Natur dagegen, die Liebe zum heimatlichen Boden, das Gefühl der Freiheit und Sicherheit unter dem Schutze vaterländischer Gesetze, das Gefühl ferner der Schmach, sich von einem fremden Wüstling unterjocht und gelegent-lich misshandelt zu sehen, und endlich die zum Entschluss reife Willenskraft, ein so verhasstes Joch abzuwerfen, alles dieses Höhere und Gute hatte ich den bekannten edlen Männern Walter Fürst, Stauffacher, Winkelried und anderen zugeteilt, und dieses waren meine eigentlichen Helden, meine mit Bewusstsein handelnden höheren Kräfte, während der Tell und Gessler zwar auch gelegentlich handelnd auftraten, aber im ganzen mehr Figuren passiver Natur waren.

Von diesem schönen Gegenstande war ich ganz voll, und ich summtte dazu schon ge-legentlich meine Hexameter. Ich sah den See im ruhigen Mondschein, erleuchtete Nebel in den Tiefen der Gebirge. Ich sah ihn im Glanz der lieblichsten Morgensonne, ein Jauchzen und Leben in Wald und Wiesen. Dann stellte ich einen Sturm dar, einen Gewittersturm, der sich aus den Schluchten auf den See wirft. Auch fehlte es nicht an nächtlicher Stille und an heimli-chen Zusammenkünften über Brücken und Stegen.

Die deutsche Sprache

Schlüssel zur Wesenskunde vom Menschen (15. Folge)

Wir hatten vorab in den letzten vier Folgen unserer sprachphilosophischen Betrachtungen zeigen können, dass der menschliche Leib in der ganzen riesigen Palette seiner gebärdenhaften Manifestationen ein dankbares Forschungsfeld für Sprachwissenschaftler und Sprachphilosophen bildet. In die Betrachtung einbezogen waren auch die inneren Organe; auch sie wurden auf ihre «Sprachfälligkeit» hin untersucht. Wir machten dabei die Entdeckung, dass sogar das Leibesinnere des Menschen mit seinen normalerweise sehr «verschwiegen» funktionierenden Organen sehr ausdrucksstark sein kann. Das ist besonders dann der Fall, wenn Störungen in unserem leib-seelischen Wohlbefinden auftreten. Erst hier – in den psychosomatischen Symptomen – wird so richtig offenbar, dass auch das, was sich in unserem Leibesinneren abspielt, ausserordentlich «vielsagend» sein kann; eine Tatsache, der die Volkssprache in oft genialer Weise Rechnung trägt.

Äusserlich gesehen, sind wir so vorgegangen, dass wir zuerst die menschliche Gestalt als ganze auf ihren – ebenfalls sehr sprachfälligen – «humanen Ausdruckswert» hin betrachteten. Darauf taten wir einen Schritt «nach innen», hin zu den Organen im Leibesinneren. Auch diese wurden auf ihre humane Ausdruckskraft hin untersucht. In einem weiteren Schritt beschäftigten wir uns mit den leibsprachlichen Aspekten derjenigen Organe, die einen stärkeren Bezug zur Aussenwelt haben, nämlich mit den Atemorganen (Lunge, Nase), mit den Zähnen und der Haut. Wir traten also gewissermassen wieder den Weg nach aussen an.

Wenn wir diesen Weg konsequent weiterverfolgen, stossen wir auf menschliche Verhaltensweisen, die sich noch mehr nach aussen richten als die eben genannten, und die darum auch entsprechend weniger leibgebunden sind. Dies trifft bereits auf die beiden bekanntesten Sinnesfunktionen, auf das *Sehen* und das *Hören* zu.

Bisher kaum beachtet, aber nichtsdestoweniger auffällig ist im Zusammenhang mit Sehen und Hören der Umstand, dass wir nie sagen: «Ich bin ganz Auge», sondern nur «*ich bin*

ganz Ohr». Und in der Tat: Akustische Eindrücke ergreifen mehr als visuelle und erst noch «plötzlicher» als diese die *Gesamtpersönlichkeit*. Musik vor allem kann sehr ansteckend wirken und jäh zu einem Stimmungsumschwung führen. – Der Technosound ist da ein gutes Beispiel: entweder wird man davon im Innersten ergriffen oder man wendet sich ganz spontan und mit Grausen davon ab. Dass akustische Eindrücke mehr als visuelle die Gesamtpersönlichkeit ergreifen, findet seinen Ausdruck auch darin, dass einmal angenommene Hörgewohnheiten sich nur schwer ändern lassen. – Und schliesslich: Wir können einem andern Menschen auch *hörig* werden. Dass auch in diesem Kontext die «Hörfunktion» angesprochen wird und nicht das Sehen, ist wiederum kein Zufall, geht es doch auch hier um die Person als ganzer; kann jemand einem andern ja nur dann hörig werden, wenn es ihm an «persönlicher Substanz» mangelt. Er lebt dann gleichsam ganz durch den geliebten Menschen hindurch, so dass für ihn beim Tod des Partners das Leben jeden Sinn verliert.

Beim (okularen) Sehen treffen wir, wie eben angedeutet, etwas andere Verhältnisse an. Das sagt schon die Sprache: visuelle Eindrücke «wirken» auf uns lediglich auf die eine oder andere Weise. Wir werden von ihnen oft nur «berührt» oder (eben) «beeindruckt», es fehlt ihnen in der Regel das Überfallartige, Plötzliche, wie es oft den akustischen «Immissionen» eigen ist. Auch fehlt ihnen jene quasi «totalitäre», den Menschen als ganzen ergreifende Wirkungsmacht. Das Auge ist ja ganz allgemein «objektiver», es unterscheidet besser Einzelheiten und nimmt wahr (!). Auch dem bekannten romantischen Vers: «Trink Auge, was die Wimper hält vom goldnen Überfluss der Welt!» merken wir an: Hier geht es bei der ganzen Fülle der auf den Betrachter einströmenden Impressionen mehr um ein *Nacheinander* von Eindrücken und nicht um ein unmittelbares Ergriffenwerden, und erst recht nicht um irgendwelche die Person in ihrer Tiefe erschütternde Wirkungen, wie sie, wenn auch da nur in seltenen Fällen, ein Musikstück haben kann. Dieser gewissen, dem

Sehen eigenen Objektivität und Diskursivität trägt unsere Sprache sogar in intellektuellen Zusammenhängen Rechnung, sind wir doch gewohnt, dem andern einen Sachverhalt argumentierend «vor Augen zu führen» und nicht «vors Ohr».

Wir besitzen im Deutschen auch Wörter, die wir täglich unbedacht gebrauchen, denen wir aber nicht ohne weiteres anmerken, wie aussagekräftig sie im Grunde sind. Dies trifft in einem anthropologisch schon recht tiefen Sinne auf das Wort «erleben» bzw. auf das Substantiv «Erlebnis» zu. «Erleben» bewegt sich bedeutungsmässig in der Nähe von: sich an etwas hingeben, in ihm aufgehen, beispielsweise im Kunstgenuss. Wir sagen dann etwa: «Das ist mir damals so recht zum Erlebnis geworden.» Das hört sich ganz anders an als die im entsprechenden Zusammenhang verwendeten französisch/englischen Substantive «expérience» und «experience». Die genannten fremdsprachigen Ausdrücke sind in der Tat zu «schwach» und beinhalten eine zu grosse Distanz zur Wirklichkeit, um das im deutschen «Erlebnis» liegende

menschlich-ganzheitliche Moment wiedergeben zu können. Um diesen Mangel auszugleichen, nahm man im Neufranzösischen Zuflucht zum Kunstwort «*expérience vécue*» –, und später wurde daraus schlicht «*le vécu*».

Hier haben wir also den seltenen Fall vor uns, dass sich Fremdsprachige von deutschen Ausdrucksweisen beeindrucken und zu neuen Wortschöpfungen inspirieren liessen. Das ist neu für uns, sind wir doch eher an das Umgekehrte gewöhnt: die deutsche Sprache wird von Amerikanismen überschwemmt. Es kam zwar schon früher vor, dass ausgerechnet Amerikaner deutsche Ausdrücke in ihren «Wortschatz» aufnahmen. Nur handelte es sich da um meist alltägliche, in oberflächlichen Zusammenhängen auftretende, aber doch auch einen gewissen Unterhaltungswert aufweisende Gebrauchswörter. Dazu gehören etwa «Dachshund» und «Kindergarden», aber auch das (nach dem Krieg von amerikanischen Militärurlaubern vielbestaunte) deutsche «Mädchenwunder» –, neben «Hausfrau» und «Sauerkraut».

Gian Klainguti, Aarau

«Allmacht des Bildes – Ohnmacht der Sprache»

Aus zwei Artikeln in der Neuen Zürcher Zeitung Nr. 128 vom 6./7. Juni 1998

1. Ohnmacht der Sprache

«Befragt man Zuschauer nach den Erkenntnissen, die sie aus Informationssendungen des Fernsehens gewonnen haben, so vermitteln die Antworten meistens einen generellen Eindruck, der sich auf die Atmosphäre oder die Souvernität des Auftretens der Akteure bezieht. Wer jedoch nachfasst und sich für konkrete inhaltliche Aussagen interessiert, muss sich vielfach mit einigen unkohärenten Informationsfragmenten begnügen. Bilder sagen eben häufig nicht nur mehr als tausend Worte, sie prägen sich dem Betrachter auch leichter und rascher ein als etwa die Lektüre einer ganzen Zeitungsseite.

Dass die Kommunikation heute im Zeitalter des Fernsehens entscheidend von optischen Eindrücken geprägt ist, musste in letzter Zeit nicht nur Daimler-Benz erfahren. Auch die

Schweiz hat ihre Lektion erhalten. Die Kontroverse um das Nazi-Raubgold beschädigte das Image des Landes unter anderem deshalb so stark, weil jede Diskussion dieses Themas von zwei emotional ausserordentlich mächtigen Bildern unterlegt ist: Es sind dies die Aufnahmen der ausgemergelten Opfer in den Konzentrationslagern der Nazis sowie der Kisten voller Eheringe, welche die SS-Schergen diesen abgenommen haben.

Indem es dem Jüdischen Weltkongress gelungen ist, in den Augen einer internationalen Öffentlichkeit diese Bilder mit dem Begriff Schweiz zu verschmelzen, hat er eine moralisch wie strategisch überlegene Position gewonnen, der die Schweiz unausweichlich in die Defensive gedrängt hat. Kommunikationstechnisch gibt es daraus ganz bestimmt kein Entrinnen, indem man der Öffentlichkeit «volle Aufklärung» verspricht und dann historische Fakten in Form von dicken Berichten voller Zahlen präsentiert. Das ist zwar notwendig, aber es reicht nicht aus. Ohne andere Bilder, ohne Gegenbilder wird

das Image der Schweiz für längere Zeit in der Weise definiert bleiben, wie es jetzt geschehen ist.

Soll man diese Entwicklung zu einer bildlichen Information beklagen? Man soll dies tun – aber dennoch die optische Dimension jeder Kommunikation in das politische und wirtschaftliche Handeln einbeziehen.»

2. «Bildhafte Kommunikation in brenzlichen Situationen» (Ausschnitt)

«Unmittelbar einleuchten dürfte der Zusammenhang zwischen Bild und Botschaft im Falle des missglückten Elchtests. Das Bild des auf dem Dach liegenden Mercedes der «A-Klasse» ging in Sekundenbruchteilen um die Welt. (...) Auch bei der Affäre um Bill Clinton brachte ein Bild den Sachverhalt auf den Punkt: die Aufnahme der Praktikantin Monica Lewinski in intimer Nähe zum Präsidenten auf den Titelseiten der US-Magazine. (...) Was der «Elchtest» bei Daimler-Benz besorgte, bewirkte der «Fall Meili» bei der UBS. Die Bilder des scheinbar lammfrommen Sicherheitsangestellten, der «rein zufällig» wertvolle Akten aus der Zeit des Holocausts vor dem Reisswolf gerettet haben soll, kamen wie gerufen, um den in breiten Kreisen seit langem bestehenden Eindruck zu untermauern, die UBS und mit ihr die schweizerischen Banken hätten in Sachen nachrichtenlose Gelder nie alle Karten auf den Tisch gelegt.»

Kurze Replik auf beide Artikel

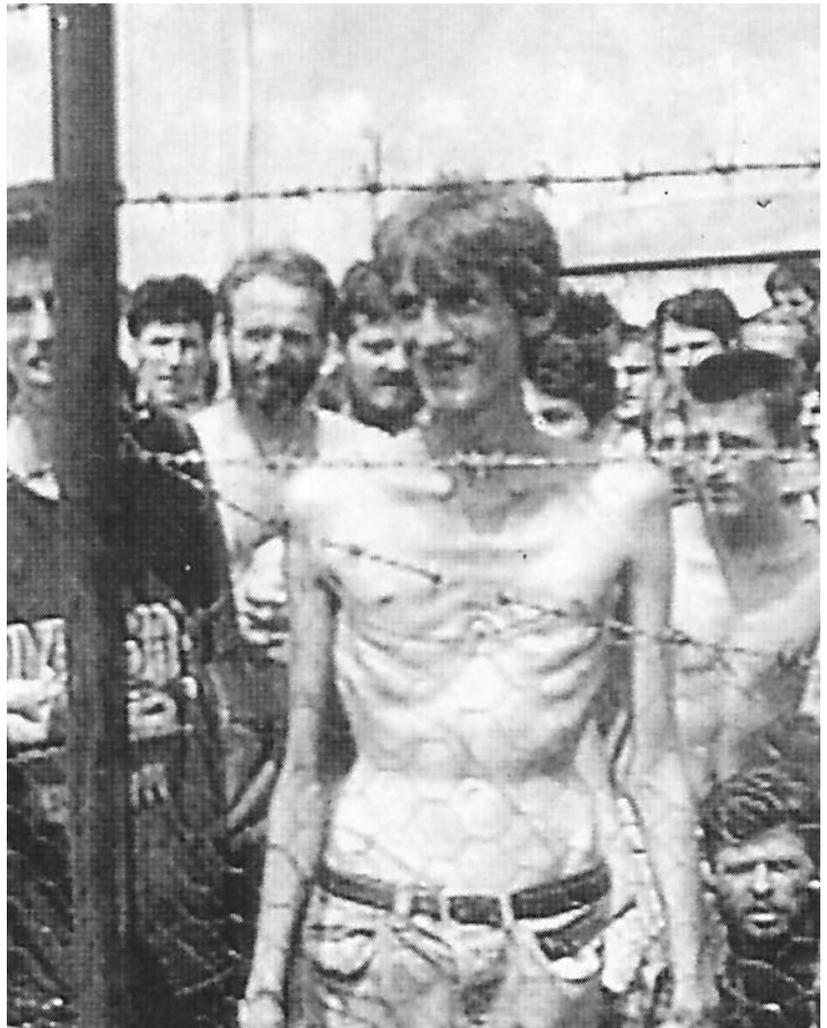
(pgw) Fazit: Am meisten Erfolg bei der Information via Fernsehen hat, wer die «stärksten» Bilder zu einem Thema oder zu einer Situation liefert. Eigenartig: wer Radio hört, wird als Zuhörer angesprochen, wer fernsieht, als Zuschauer (in Österreich als Zuseher): genaues Zuhören ist nicht automatisch inbegriffen. Ein Zuschauer ist eben noch kein Zuhörer – oder gar ein Mitdenker...

Der verantwortungsvolle Umgang mit der Suggestionskraft der Bilder (da ist besonders die Werbung angesprochen!) ist ein ungeklärtes und schwer lösbares Problem in unserer Gesellschaft, die so gern als «Informationsgesellschaft» charakterisiert wird. Ist sie das, sind

wir das wirklich? Natürlich, es ist ja so einfach: Knopf drücken – und alle sind auf einen BLICK im BILD!

Ohnmacht der Sprache – Gedanken eines Lesers

Sie erinnern sich bestimmt an das Bild, «das die Welt in Alarmbereitschaft versetzte. Ein abgemagerter Muslim mit nacktem Oberkörper hinter Stacheldrahtzaun, Fikret Alic, in



Es war dieses Bild, das die Welt in Alarmbereitschaft versetzte
Penny Marshall

Trnopolje, einem Lager der bosnischen Serben». («Die Weltwoche» / Nr. 2, 9. Januar 1997) Der angebliche Beweis für die Existenz von Konzentrationslagern in Bosnien entpuppte sich nachträglich als Täuschung.

Ohnmacht der Sprache? Ja, denn die ersten Berichte zum Bild waren korrekt aber – in den von den Journalisten gewählten Worten

MITTEILUNGEN

3 / 9 9

SEITE 11

– machtlos, den Betrachter wahrheitsgemäss zu informieren. («Die Mehrheit der Flüchtlinge war zwar von den Kriegsmonaten gezeichnet, ihre Statur war mit der von Alic aber nicht vergleichbar.») Ohnmacht der Sprache? Nein, denn durch die enorme Wirkung des Bildes beflügelt, änderten Reporter die Wortwahl und gingen zur Wahrheit auf Distanz. So wurden etwa das «Sammelzentrum für vertriebene Muslime» zum Konzentrationslager, der Maschendrahtzaun zum Stacheldrahtzaun, Flüchtlinge zu Gefangenen.

Über Auge und Ohr nehmen wir Informationen auf. Stehende wie bewegte Bilder drängen sich in den Vordergrund und beeindrucken uns in Zeitung und Fernsehen augenblicklich. Sie verdrängen Wort und Text in den Hintergrund



und damit auch den – hoffentlich – aufschlussreichen Bericht zum Bild. Die Informationsaufnahme über das Ohr dagegen lässt das Wort in den Vordergrund treten, sofern man nicht von Bildern seiner Umgebung abgelenkt wird. Aussagekraft und Macht des Wortes erleben wir am ehesten während aufmerksamem Zuhören oder Lesen.

Die Macht von Sprache zeigt sich eindrücklich in der Sprache des Nationalsozialismus. In seinem Buch «LTI»: Lingua Tertii Imperii, Sprache des Dritten Reichs, dokumentiert **Victor Klemperer**, wie raffiniert die Nazis die Sprache missbrauchten in Einzelwörtern, Redewendungen, Satzformen, in der Interpunktion oder im Gebrauch abkürzender Bezeichnungen wie BDM, HJ, KZ, SS. Diese immerwiederkehrenden Abkürzungen prägten sich fest, wurden zum festen Bestandteil des Alltags und widerspiegeln die schreckliche Einheitlichkeit des Dritten Reichs. Dieses brauchte gezielt volltönende Fremdausdrücke wie «Garant» und «diffamieren» für «Bürge» und «schlechtmachen». Im Grundsatz «Du bist nichts, dein Volk ist alles» zeigt sich der Stellenwert des Wortes Volk. «Volk wird jetzt beim Reden und Schreiben so oft verwandt wie Salz beim Essen, an alles gibt man eine Prise Volk: Volksfest, Volksgenosse, Volksgemeinschaft, volksnah, volksfremd, volksentstammt.» (Victor Klemperer, LTI, Notizbuch eines Philologen, Köln 1987, Seite 36) Die Nazipädagogik strebte den unverfälschten

Nazismus ihrer Schüler an. Die Note «charakterlich gut» hiess dementsprechend «einwandfrei nazistisch» und öffnete allein die Tür zu jeder Laufbahn. (205 f.) «Den Verfall des Wortes» belegt Klemperer an folgendem Beispiel: «Im 'Reich' vom 13. November 1944 schrieb er (Goebbels), die Lage sei 'nur durch einen wilden Fanatismus' zu retten. Als sei die Wildheit nicht der notwendige Zustand des Fanatikers, als könne es einen zahmen Fanatismus geben.» (66) Die Sprache des Dritten Reichs bediente sich «bis zum Überdruß dessen, was ich die ironischen Anführungszeichen nennen möchte». (78) Ist das herkömmliche Zitieren die wörtliche Wiedergabe dessen, was ein anderer gesagt oder geschrieben hat, so sind die «ironischen Anführungszeichen» alles andere als neutral. Sie setzen die Wahrheit des Zitierten in Zweifel oder stellen es gar als Lüge dar. Beispiele: Einstein ist ein «Forscher», Chamberlain ein «Staatsmann», Heine ein «deutscher» Dichter.

Nur am Rande erwähnt sei die Aussprache – mit lauter Stimme herausschreien, brüllen, rohes Aufpeitschen und Beschwören. Die Nationalsozialisten verbreiteten ihre Lehre in der Sprache des Dritten Reichs mit Vorliebe an Massenveranstaltungen und über das neue Medium, den Rundfunk. Die Neonazis benutzen heute dazu das Internet.

Die Informationsaufnahme wird uns immer einfacher gemacht. Galt es früher, eine Veranstaltung zu besuchen, um jemandes Wort zu hören, bringen Radio, Fernsehen und Internet die gewünschten Meldungen an jeden erdenklichen Ort. Das Angebot des Informationsgewinns hat sich gewaltig vergrößert. Die Art und Weise hat sich enorm vereinfacht. Dass sich damit die Qualität der Informationen verbessert habe, kann leider nicht behauptet werden. Im Gegenteil, Oberflächlichkeit, Verwirrung, Täuschung in Angebot und Inhalt von Informationen sind gegenwärtiger denn je, Tendenz steigend, vor allem wegen der Bilder. So schätze und genieße ich seriöse Berichterstattung in Zeitung und Radiosendung um so mehr. Klar kann es auch da Falschmeldungen geben. Doch mein aufmerksames Hören und Lesen lassen mich die Information intensiver und kritischer aufnehmen – in meinem Interesse.

Martin Geiger

Zweisprachiger Unterricht als Rettung für das Elsässische

(saf) Seit einiger Zeit pflegt die Bubenberg-Gesellschaft Kontakte zur ABCM (Association de parents pour le Bilinguisme en Classe dès la Maternelle) im Elsass. Diese Vereinigung setzt sich für die deutschfranzösische Zweisprachigkeit im Unterricht ein und hofft, dadurch das Elsässische in die Zukunft retten zu können. Mit Hilfe aus dem deutschsprachigen Raum gründet und führt sie eigene Schulklassen, die auch als Modell und Ansporn für die öffentlichen Schulen dienen.

«Meine Tochter ist sechs Jahre alt. Sie spricht nur französisch. Als ich ein Junge war, hätte ich nie gedacht, dass meine eigenen Kinder kein Elsässisch mehr sprechen würden», stellt ein junger Vater in einem Gespräch im Elsäßer Blatt «Tonic» fest. Dass eine Gruppe Eltern eigenhändig ein altes Haus als Schulhaus für zweisprachigen Unterricht umbaut, hat über die Region hinaus Schlagzeilen gemacht. Jean Peter – sein Name wirkt wie ein Programm – gehört zur Vereinigung ABCM (Association de parents pour le Bilinguisme en Classe dès la Maternelle). Er hofft, über den zweisprachigen Unterricht vom Kindergarten an das Elsässische in die Zukunft retten zu können.

«In Haguenau hiess es: Zweisprachigkeit in der Schule ist unmöglich», berichtet Jean Peter. «Da musste die ABCM beweisen, dass so etwas möglich ist, und hat sofort eine zweisprachige Klasse eröffnet.» Vorgesehen war, dass die staatliche Schule – wie andernorts – später diese Klasse übernehmen würde. Doch entschloss sich die ABCM dann, Schritt für Schritt einen vollständigen Klassenzug aufzubauen. Nach den Motiven zum grossen Einsatz für einen zweisprachigen Unterricht befragt,

antwortet Jean Peter: «Ich glaube, ein guter Rest der Elsässer Kultur bewirkt, dass wir hier mehr als andernorts wissen, dass die Zweisprachigkeit eine wunderbare Sache für unsere Kinder ist.» Eine lateinische und eine germanische Sprache zu sprechen, sei ein grosser Reichtum.

Geplante Neueröffnungen

- Sarreguemines / Saargemünd: 2 Vorschulklassen
- Schweighouse / Schweighausen: 2 Grundschulklassen
- Haguenau / Hagenau: 1 Grundschulklasse
- Strasbourg / Strassburg: 1 Grundschulklasse
- Saverne: 1 Grundschulklasse
- Mulhouse / Mühlhausen: 1 Vorschulklasse

Ansporn für die staatlichen Behörden

Die Elternvereinigung ABCM wurde 1990 gegründet. Ihr Fernziel beschreibt Präsidentin Carmen Lebus mit: «Erreichen, dass die Schulverwaltung den Eltern im Elsass und im deutschsprachigen Lothringen ein flächendeckendes Angebot an zweisprachigen Klassen bietet.» Als Ansporn und Modell dafür gründet die ABCM private Klassen. Information der Eltern mit Schriften und Elternabenden, Kontakte mit verwandten Organisationen, wissenschaftliche Untermauerung und Überprüfung der Zweisprachigkeit sind weitere Ziele der Organisation.

Im Unterschied zu den staatlichen Behörden pflegt ABCM eine «gleichwertige» Zweisprachigkeit. Keine Sprache wird bevorzugt. Zwei Lehrerinnen betreuen eine Klasse gemeinsam, jede spricht ihre Muttersprache. Natürliches, frühzeitiges Lernen der zweiten Sprache, familiäre Atmosphäre und Nestwärme gehören zu den pädagogischen Prinzipien der ABCM.

Immer noch Hindernisse

«Innerhalb von acht Jahren hat die Entwicklungsstrategie des Vereins eine erhebliche Hebelwirkung auf die

Städte mit ABCM-Klassen

- Sarreguemines / Saargemünd: 4 Klassen
- Schweighouse / Schweighausen: 3 Klassen
- Haguenau / Hagenau: 3 Klassen
- Strasbourg / Strassburg: 1 Klasse
- Ingersheim: 5 Klassen
- Lutterbach-Mulhouse / Mühlhausen: 5 Klassen
- Willer: 1 Klasse

MITTEILUNGEN

3 / 9 9

SEITE 13



Education Nationale gehabt», schreibt ABCM. Bis 1998 seien 211 staatliche zweisprachige Klassen – und 26 ABCM-Klassen – eröffnet worden. Doch hätten erst etwa fünf Prozent der Kinder die Gelegenheit zum zweisprachigen Unterricht, stellt ABCM fest. Deshalb kämpfen die Mitglieder weiter. Gegner der Zweisprachigkeit in der Verwaltung und in

der Lehrerschaft, Mangel an Lehrkräften mit deutscher Muttersprache an den öffentlichen Schulen sind Gründe für den andauernden Einsatz.

Die Gehälter der Lehrkräfte und die allgemeinen Verwaltungskosten der ABCM werden durch Subventionen der Départements Ober- und Unterelsass sowie von den Regionen Elsass und Lothringen gedeckt. Das Gehalt einiger Lehrkräfte wird vom Staat bezahlt. Eine Stiftung spendet Klasseneinrichtungen und pädagogisches Material. Manchmal stellen die Gemeinden Klassenräume und Gebäude zur Verfügung. In andern Schulen mietet die ABCM Zimmer. Das Bereitstellen von Klassenräumen und Schulgebäuden stellt für die Vereinigung eine Hauptsorge dar. Auch in der Schweiz führt sie ein Spendenkonto (Basler Kantonalbank, Elsässische Kleinkinderschulen ABCM-Zweisprachigkeit, Postkonto 40-61-4, Kontonummer 42 16.297.16 770). Nur dank Unterstützung aus dem deutschsprachigen Raum kann sie Schulraum – der auch einmal in freiwilliger Arbeit der Eltern renoviert wird – finanzieren.

Die Schweiz – eine Sprach- oder Willensnation?

(pgw) Zusammenfassung eines NZZ-Artikels (17. Juli 1998) von Prof. Carlo Moos («Ideal und Wirklichkeit – Willensnation und Mehrsprachigkeit 1848 und später»)

Der Artikel beginnt gleich mit einem Paukenschlag:

«Um mit einer Provokation zu beginnen: es gibt sie gar nicht, die mehrsprachige Schweiz; es gibt nur mehrsprachige Schweizerinnen und Schweizer.»

Mindestens ebenso irritierend klingt dann der erste Zwischentitel: «Das additive Ganze». Hier argumentiert der Autor folgendermassen:

«Nicht nur müssten sich seine Bewohnerinnen und Bewohner fliessender in den jeweils anderen Sprachen ausdrücken können, sondern es müssten symbiotischere Querbeziehungen zwischen den einzelnen Landesteilen bestehen, nicht jenes vornehmlich additive Ganze, wo in nationalen Kommissionen und Gremien bis hinauf zur Landesregierung

Minderheiten nur gerade «angemessen» vertreten sind. In einem echt mehrsprachigen Staat müsste auch eine zur Gänze nicht-deutschsprachige Landesregierung denkbar sein.»

Mit Hinweis auf den Entscheid des Zürcher Erziehungsdirektion, an den Volksschulen das Englische einzuführen, meint der Autor abschliessend, dass dieser – letztlich wohl unvermeidliche – Schritt die bislang zu wenig erkannte Fiktion der mehrsprachigen Schweiz auf ziemlich brutale Weise entlarve...

Wie der Titel schon halbwegs suggeriert, findet Prof. Moos, dass die Mehrsprachigkeit an sich nie für die Bildung oder Einigung des Schweizerischen Bundesstaates verantwortlich gewesen sei: dieser beruhe vielmehr auf dem gemeinsamen Willen (aller Kantone und Bürger). Die Schweiz sei demzufolge eher als Willensnation und nicht als mehrsprachiges Land zu definieren.

Reine Trugschlüsse und Fiktionen seien jedoch Ansichten und Vergleiche, die

beispielsweise nach dem 1. Weltkrieg im Völkerbund eine Ausweitung des Schweizerischen Staatsgedankens auf internationaler Ebene sehen wollten. Die Hinweise auf die historische Entwicklung nach 1798 (1815, 1848 und 1. Weltkrieg) wirken etwas kurz geraten. Wahrscheinlich wäre es auch sehr aufwendig, dem ganzen Phänomen der Mehrsprachigkeit in der Schweiz gerecht zu werden...

Dem Leser bleibt so ein gewisses Unbehagen: ist es überhaupt sinnvoll, die Begriffe «Sprachnation» und «Willensnation» gegeneinander auszuspielen? Gewiss, äusserlich gesehen, aus einer rein völkerrechtlich-politisch-historischen Perspektive heraus, scheint nur die Komponente des gemeinsamen (politischen) Willens ausschlaggebend.

Was die Querbezüge zwischen Mitgliedern der einzelnen Sprachgemeinschaften anbelangt, bestehen diese aber durchaus, und zwar in einem viel ausgeprägteren Ausmass, als es Prof. Carlo Moos – meiner Ansicht nach zu pauschal – darstellt. Oder haben sich etwa nicht zu allen Zeiten viele Schweizer, Frauen und Männer, zu Bildungs-

zwecken oder im Militärdienst für längere Zeit in einem anderssprachigen Landesteil aufgehalten?

Wenn wir nämlich fragen, was das National- oder Staatsbewusstsein des Schweizer ausmache, sieht die Sache anders aus. Wie ein Schweizer sich stolz, heimisch und geborgen fühlen kann als Angehöriger eines Landes, das auf kleinstem Raum eine so vielfältige Landschaft vereint, ist er – vielleicht unausgesprochen – auch stolz auf seine anderssprachigen Landsleute. Ich meine, dass dies für Deutschschweizer, Rätoromanen, Romands und Ticinesi gleichermaßen zutrifft (oder zutreffen kann – denn hier spielen gewisse historische Vorbelastungen durchaus eine Rolle!): jeder sieht in den drei anderen nicht nur Fremde, sondern geschätzte Landsleute mit einer anderen Mentalität – und zwar im positiven Sinn einer Bereicherung. Ich meine, dass dieser positive Begriff aus der psychologischen Perspektive ebenso real ist und somit die mehrsprachige Schweiz in jedem Fall mehr darstellt als ein «additives Ganzes».

Ein genialer Abend mit perverser Musik

Bemerkungen zur Jugendsprache von heute

(me) Bloss wir «Gruftys» (neue Orthografie!) bezeichnen etwas, das wir harmonisch finden, das absolut zufrieden stellend ist oder das uns Freude macht, als «schön», «hervorragend», vielleicht «bezaubernd». Je nach dem tönen wir unser Lob noch ein wenig ab und nennen es «recht schön» oder – viel sagend – «ganz schön». Ähnlich verhalten wir uns beim Gegenteil, also bei etwas Schlechtem, Minderwertigem.

Bei den Kids von heute tönt es viel trendiger und für sie zum mindesten eindeutiger – Zwischentöne sind ohnehin der «birnenweißen Kukident-Generation» vorbehalten: eine Sache ist entweder (**mega**)geil oder **genial**, oder dann eben shit (oft natürlich auch in der deutschen Übersetzung). Es braucht ein bisschen Angewöhnung, um zu verstehen, dass ein «genialer Abend» nicht etwa eine Veranstaltung war, an der die Spitzen der Akademie ein wissenschaftliches Streitgespräch führten, sondern einfach eine gut gelungene Fete.

Aber dann dämmert uns wohl die Einsicht, dass wir früher auch gewisse Wörter in einem andern Sinn gebrauchten, um ein Lob zu spenden. Mir kommt da etwa «tschent», «böimig», «toll», «irr(e)», «Klasse», «es het gfägt», «es isch ds Zäni gsi» in den Sinn. Heute ist für die Jungen eine «tschente Sache» halt eine «hyper- oder megageile», und sie denken dabei meistens ebenso wenig an die eigentliche Wortbedeutung, wie wenn Männer in vertrautem Kreis eine üble Angelegenheit mit dem abtun, was eigentlich der Urin von Dirnen ist. (Pardon! aber wie uns Alfred Reber mitgeteilt hat, verwendete auch schon Jeremias Gotthelf «wüste» Wörter). Ähnlich verhält es sich mit dem Verstärker **brutal**, der keineswegs Ausdruck von roher Gewalt sein muss; so hört man beispielsweise die Wendung „«brutal schön».

Perverse Musik ist für Kids keineswegs das, was uns beim Anhören von Techno-Sound möglicherweise durch den Kopf gehen mag. Im Gegenteil – es ist für sie Musik der **Superklasse**. Damit sind wir beim Standardwort im

Sport angeht Wenn man den Kopf duckt und rennt, dann erzielt man (hoffentlich) ein Super-Resultat mit einer Super-Zeit und hat ein Super-Gefühl im Bauch. Aber schliesslich hat man dafür super trainiert und sich eine Super-Form erworben. Zum guten Ergebnis haben vielleicht auch die Super-Schuhe beigetragen. (Das Wort «super» ist allerdings nicht mehr ganz super-neu und wird auch von Personen über dreissig eingesetzt).

Sport und Computer sind den heutigen Jungen fast vom Babyalter an vertraut. In beiden Gebieten ist die englisch-amerikanische Sprache vorherrschend – beim Fussball allerdings schon seit vielen Generationen. Es ist für jedermann völlig normal, dass der Strafstoss Penalty heisst, der Torwart Goalie, das Spiel Match und der Eckball Corner. Beim modischen Snowboard (ein Schneebrett ist etwas anderes!) und bei den Inline-Skates geht es nun ausschliesslich englisch zu. All die vielen dort gebrauchten Fachausdrücke aufzuzählen würde den Rahmen dieses Artikels sprengen.

Wenn man nach der Halfpipe, dem Boarden überhaupt, oder dem Surfen, dem Freeclimben oder dem Biken die entsprechenden Schuhe (boots, slicks, sneakers) ausgezogen hat und tüchtigen Appetit verspürt, geht man bekannterweise **fooden**. Dabei darf das Kultgetränk Coca Cola nicht fehlen, denn es ist «brutal gut».

Surfen tut man natürlich nicht nur mit dem Board, sondern auch im Internet der Computerwelt. Wenn dort alle «User» auch anderweitig so gute Englischkenntnisse hätten wie in ihrem Fachjargon, brauchten wir den Frühenglisch-Unterricht nicht einzuführen. Die «fünfte Landessprache» (vielleicht bald die erste) dominiert nicht nur den Sport, die Computerwelt und die Werbung – von der für Kosmetik (z.B. Roll-on-Deodorant) über die für ein Kleiderlädeli (Fashion Corner) bis zu derjenigen für Autos (der Freelander vermittelt ein völlig neues Off-Road-Gefühl), sie ist auch ein sehr wichtiger Bestandteil der Jugendsprache, freilich meistens mit veränderter Bedeutung.

Im «normalen Englisch» wäre ein «cooler pimp» etwa ein Zuhälter, der sich kaum aus der Ruhe bringen lässt, im Jugendjargon stellt diese Wendung ein Paradoxon dar, denn «cool», mit mancherlei Bedeutung, ist stets positiv signiert, als «pimp» hingegen wird

irgendein unangenehmer, ekliger Mensch bezeichnet. Für viele Junge sind unangenehme Menschen auch Vertreter der älteren Generation, die sie nicht sehr nett als **old farts** (alte Fürze) einstufen.

Ist es schlimm, dass junge Menschen, übrigens je nach der Clique, der sie angehören, etwas verschieden, eine Sprache verwenden, welche die Eltern (Älteren) kaum mehr verstehen? Junge wollen unter sich sein und sich abgrenzen, sie möchten, doch ihr eigenes Leben leben. Das war schon immer so. Und alle werden älter, angepasster(!), «normaler». Die einst verschrieenen 68er stehen heute in wichtigen Positionen der Wirtschaft, der Politik und der Kultur. Wenn die «Kids» am Ausgang des 20. Jahrhunderts, möglichst frei von Drogen, eine ähnliche Entwicklung durchmachen und angesichts der Vielzahl von Amerikanismen ihr Deutsch nicht ganz verlernen, besteht kein Grund zu Besorgnis.

Sprachspiegel 3/1999 Sprachentwicklung von der Werbung bis zum Kausalsatz

Der «Schweizerische Verein für die deutsche Sprache» (SVDS) ersucht uns, die folgende Übersicht über Nr. 3/1999 des «Sprachspiegels» in die MITTEILUNGEN aufzunehmen.

«Ehrenwehrte geehrte Leser dürfen wir Ihnen unser obeliskes Produkt» – ein derartiges Werbeschreiben ist heute nicht mehr denkbar, auch wenn uns im Zeitalter der Serienbriefe alle möglichen Werbetexte ins Haus flattern. Vor 150 Jahren waren aber derartige Formulierungen in Werbeschreiben gang und gäbe, wie ein Artikel über Werbetexte als Spiegel ihrer Zeit darlegt, der in der neuesten Nummer des «Sprachspiegels» (3/1999) erschienen ist. In der Werbung ändern sich sprachliche Mittel besonders rasch, «weil die Werbung ist sehr schnellebig». Diese Verwendung der Konjunktion «weil» mit Hauptsatzstellung ist Thema eines weiteren Artikels dieser «Sprachspiegel»-Nummer. Die DUDEN-Redaktorin Angelika Haller-Wolf zeigt, was es mit dieser

Konstruktion auf sich hat. Vor allem macht ihr Artikel deutlich, dass es bei der Kommentierung von sprachlichen Phänomenen gilt, Formen und Funktionen genau anzusehen und sich nicht einfach sprachpflegerischem Lamentieren hinzugeben.

Über Sprache wird nicht nur auf der DUDEN-Redaktion oder auf anderen Redaktionen nachgedacht, sondern auch im

Sprichwort, wie in einem weiteren Artikel zu lesen ist. Neben diesen Artikeln finden sich im «Sprachspiegel» (3/1999) die ständigen Rubriken vom Sprachbriefkasten, sprach- und stilkritischen Ratschlägen bis zu Hinweisen auf einschlägige Bücher. (Bezugsquelle: Sekretariat SVDS, Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache, Postfach 646, 4003 Basel; Einzelpreis Fr. 10.–)

Lieben Sie Spadschetti?

Die Neuregelung der deutschen Rechtschreibung hat uns sogenannte Eindeutschungen beschert. Darauf mögen manche schon lange gewartet haben. Wer freilich einen altvertrauten Geldbeutel sein eigen nennt, dem kann das Portmonee gestohlen werden. Das alte Portepeee (porte-épée!) war ja auch kein Volltreffer.

Die ältere Generation, deren Lesebücher noch in Fraktur gedruckt waren, hat sich mittlerweile an die Gitarre (sprich: Schitarre) gewöhnt und sich mit der Drogerie (sprich: Droscherie) abgefunden. Beides kommt dem Leser französischer Zunge spanisch vor. Spaghetti importiere ich jetzt nur noch aus Italien.

Wer sich das Problem der Silbentrennung vom Hals schaffen will, schreibt im Flattersatz. Das enthebt ihn der Mühe, sich mit überflüssigen Regeln herumschlagen zu müssen. Heisst es herum schlagen? Trenne ich he-rum, Phi-latelie, Log-arithmus, Mo-nokel? Von was leitet sich allenfalls «-nokel» ab? Schlagen Sie im neuen Wörterbuch nach. Das ist kurzweilig, denn in neun Ausgaben diverser Verlage finden sich recht unterschiedliche Angaben.

Ein Garn mit Knoten wird neu als Buklee eingedeutscht (Buk-lee). Den Knoten zum

Trotz ist das Garn aber nicht mit der Seefrauer oder gar Seemannssprache verwandt. Falls Sie mit Luv und Lee Mühe haben: Es ist ganz einfach. Spuckst du nach Lee, dann geht's in die See; spuckst du nach Luv, dann kommt's wieder ruf. Politiker, denen der Wind ins Gesicht bläst, schauen somit nach Luv und spucken besser nicht.

Ein anderes Kapitel ist die sprachliche Gleichbehandlung, zu der die Bundeskanzlei einen Leitfaden herausgab (1996, Nr. 104.626d). In der Liste ausgewählter Personenbezeichnungen sucht man indes vergeblich nach den weiblichen Formen für Trunkenbold, Mistfink, Hinter-, Stroh- und Froschmann. Heisst es Leitaue (-hammel), Sündengeiss (-bock), Prügelmädchen (-knabe)? Wie nennt man nun die männliche Geisel? Keine Probleme mit Neuschöpfungen dürfte übrigens jene Regierungsrätin verspürt haben, die uns vor Jahren den Begriff «Eunuchin» bescherte.

«Noch zwei oder drei pressure groups, die mit ähnlicher Besessenheit an der Sprache fummeln, und sie ist zur Verständigung nicht mehr geeignet, geschweige denn zur Literatur» (Wolf Schneider, NZZ-FOLIO Juli 1997).

Max Schio, Heimiswil

BUBENBERG - GESELLSCHAFT BERN

*Vereinigung zur Pflege der deutschen Sprache
(Hochdeutsch und Mundart)*

Wer ist sie? *Eine Vereinigung von Männern und Frauen, die sich für unsere Muttersprache in ihrer hochsprachlichen und mundartlichen Form interessieren.*

Was bietet sie? *Vierteljährlich erscheinen ihre «Mitteilungen», in denen sprachliche und literarische Probleme behandelt werden. Zweimal im Jahr veranstaltet sie Vorträge oder Lesungen. Eine Schriftenreihe hat ihren Anfang genommen.*

Wer kann Mitglied werden? *Jeder Mann und jede Frau, denen die Pflege der Muttersprache ein Anliegen ist.*

Was kostet sie? *Den Mitgliederbeitrag von 25 Franken im Jahr.*

*Präsident Peter Zbinden (Zn)
Redaktion Vorstandsmitglieder Susanne Altorfer
(saf), Peter Glatthard-Weber (pgw), Kurt Meister
(me), Alfred Reber (ar), Martin Geiger (mg)*

Briefadresse Bubenberg-Gesellschaft, 3000 Bern

*Sitzungen und Veranstaltungen im Hotel National
Hirschengraben, Bern*

Jahresbeitrag Fr. 25.– Postkonto 30-36930-7

MITTEILUNGEN

3 / 99

SEITE 19

MITTEILUNGEN

3 / 99

SEITE 20